

Wärme zieht die Körper zusammen.

Von G. Hochstetter.

Bisher hat man allgemein angenommen, daß die Kälte die Körper zusammenzieht und daß die Wärme die Körper ausdehnt. Die Wissenschaft kannte keine Ausnahme von dieser Regel.

Jetzt ist erwiesen, daß die ganze Regel falsch ist. Es war eine vollkommen irrige Annahme, wenn die Gelehrten glaubten, die Wärme dehne die Körper aus. Gerade das Gegenteil ist der Fall: Die Wärme zieht die Körper zusammen!

Sie wollen mir keinen Glauben schenken, verehrter Leser? So sehr übernehmen kann ich Ihnen das nicht einmal. Aber lassen wir die Tatsachen für sich selber sprechen. Ich hätte es ja selber auch niemandem geglaubt. Allein, wer kann gegen Tatsachen an? Also hören Sie ruhig zu — und nach einer Viertelstunde werden Sie es mir bestätigen: Die Wärme zieht die Körper zusammen!

Vor ein paar Tagen war ich wieder einmal im Theater. Ich will es nicht beim richtigen Namen nennen, um der Garderobefrau nicht zu nahe zu treten. Die hat nämlich den „Sag“ erfinden, daß die Wärme die Körper zusammenzieht.

Durch den Garderoberraum, den die besagte Frau zu verwalten hat, laufen ein paar Leitungsrohre der Warmwasserheizung; sie laufen in einer Höhe von etwa anderthalb Meter überm Fußboden. Dort befindet sich das Brett, auf das die Frau die abgegebenen Hüte legt. Die Hüte liegen da, solange die Vorstellung dauert; wenn man dann beim Nachhausegehen seinen Hut aufsetzen will, hat er eine Temperatur, die er sonst nie zu haben pflegt. Ein komisches Gefühl über der Strin. Aber man achtet nicht weiter darauf, denn nach ein paar Minuten hat sich das ausgeglichen.

Ich hatte wieder einen Parkettplatz in einer der ersten Reihen, und ich gehörte deshalb in den Vorkreis der mehrfach erwähnten Garderobefrau. Ich lieferte ihr ganz kalt und gleichgültig meine Sachen aus, trotzdem ich wußte, daß ich sie warm zu rückerhalten werde. Aber ich kam sehr in Eile, als ich nach der Vorstellung von der Frau einen Hut bekam, der durchaus nicht der meinige sein konnte. Er war mir zu eng. Viel zu eng. Er taugte direkt wie ein kleines Clowndhütchen auf meinen würdigen Haupte herum. Ich befehle mir das Futter, es trug den Stempel eines Lieferanten, bei dem ich nie Einkäufe zu machen pflegte.

„Aber beste Frau“, jagte ich, „was reden Sie denn da? Der Hut ist mir ja zu eng! Wenn die Wärme auf ihn eingewirkt hätte, dann müßte er mir doch jetzt zu weit sein! Die Wärme dehnt ja doch die Körper aus!“

Da lächelt die Frau wieder ihr überlegen Gesicht und sagt: „Ich weiß schon! Das scheint Ihnen bloß so! Das kommt von der Wärme. Die Hüte kommen hier gerade über die Leitung zu liegen, und da beschweren sich die Herren immer, weil ihnen die Hüte zu eng werden.“

„Aber beste Frau“, jagte ich, „was reden Sie denn da? Der Hut ist mir ja zu eng! Wenn die Wärme auf ihn eingewirkt hätte, dann müßte er mir doch jetzt zu weit sein! Die Wärme dehnt ja doch die Körper aus!“

„Aber beste Frau“, jagte ich, „was reden Sie denn da? Der Hut ist mir ja zu eng! Wenn die Wärme auf ihn eingewirkt hätte, dann müßte er mir doch jetzt zu weit sein! Die Wärme dehnt ja doch die Körper aus!“

„Aber beste Frau“, jagte ich, „was reden Sie denn da? Der Hut ist mir ja zu eng! Wenn die Wärme auf ihn eingewirkt hätte, dann müßte er mir doch jetzt zu weit sein! Die Wärme dehnt ja doch die Körper aus!“

„Aber beste Frau“, jagte ich, „was reden Sie denn da? Der Hut ist mir ja zu eng! Wenn die Wärme auf ihn eingewirkt hätte, dann müßte er mir doch jetzt zu weit sein! Die Wärme dehnt ja doch die Körper aus!“

„Aber beste Frau“, jagte ich, „was reden Sie denn da? Der Hut ist mir ja zu eng! Wenn die Wärme auf ihn eingewirkt hätte, dann müßte er mir doch jetzt zu weit sein! Die Wärme dehnt ja doch die Körper aus!“

„Aber beste Frau“, jagte ich, „was reden Sie denn da? Der Hut ist mir ja zu eng! Wenn die Wärme auf ihn eingewirkt hätte, dann müßte er mir doch jetzt zu weit sein! Die Wärme dehnt ja doch die Körper aus!“

„Aber beste Frau“, jagte ich, „was reden Sie denn da? Der Hut ist mir ja zu eng! Wenn die Wärme auf ihn eingewirkt hätte, dann müßte er mir doch jetzt zu weit sein! Die Wärme dehnt ja doch die Körper aus!“

„Aber beste Frau“, jagte ich, „was reden Sie denn da? Der Hut ist mir ja zu eng! Wenn die Wärme auf ihn eingewirkt hätte, dann müßte er mir doch jetzt zu weit sein! Die Wärme dehnt ja doch die Körper aus!“

Mensch und Hund.

Aus dem Grenzgebiet von Natur und Kultur.

Mensch und Hund gehören durch ungemessene Zeiträume eng zusammen, so eng wie nur irgend zwei andere verschiedenartige Geschöpfe, die sich aber gegenseitig schütten und nützen, wenn sie in jene Beziehung treten, die die Wissenschaft Symbiose (Zusammenleben) nennt. Bei dieser Symbiose gebraucht jeder Teil seine besonderen Kräfte und Fähigkeiten nicht nur für sich selbst, sondern läßt sie auch dem anderen Teil zugute kommen. Dies kann ganz unabsichtlich geschehen, und das Verhältnis kann sich zunächst so gestalten, daß der eine Teil bei dem anderen mehr oder weniger schmarotzt. So mag es auch bei Mensch und Hund gewesen sein, so ist es jedenfalls gewesen. Wir glauben unbedingt, daß die Vorfahren des Hundes unseren eigenen Vorfahren schon in einer sehr frühen Entwicklungsperiode des Menschengeschlechts nabergetreten sind, viel früher als die Affen oder anderen Haustiere, die wir jetzt haben, und wir sind überzeugt, daß diese Annäherung zwischen Mensch und Hund auf eine ganz besondere Weise vor sich ging.

Vom Wolf, diesem wüsten, ektigen Raubtier, soll unser guter, braver Hund abstammen oder vom Schafal, diesem feigen, lichtscheuen Stromer und Kaschtreffer! Manches hunde-fremdliche Herz möchte dies fast als eine Beleidigung seines Lieblings empfinden. Man braucht ja aber nicht gleich an den vorzüglichen Wolf im russischen Winter zu denken; nicht umsonst habe ich vor Jahren schon im „Tierreich“ gefragt, wenn man sehen wollte, woher unser liebenswürdiges Haustier kommt, dann möge man mich zu dem lapitälen rumanischen Wolfsrüben begleiten, den ich damals pflegte, und zugleich, wie dieses Tier schwanzwedelnd sich vor freuden trümmte, so bald ich es freundlich an sprach oder auch nur mit den Fingern schnalzte. „Ganz wie ein Hund!“ jagten alle erstaunt, denen ich das zeigte. Die Menschfreundlichkeit liegt den hundartigen, insbesondere den wolf- und schafalartigen Raubtieren im Blut, und das hat seine ganz besonderen, sehr triftigen Gründe.

Der Schafal schmarotzt bei dem Löwen in Afrika, bei dem Tiger in Asien; er raubt die Abfallbroten vom Tisch dieser großer Rauber auf, und er heftet sich zudem auch an die Füße des Menschen, wird jedem Tropenreisenden lästig durch seine diebstahlische Suche im Zeltlager. Ebenso folgt — oder jetzt nach dem Untergang der Rothäute muß man schon sagen: folgte der kleine Prariewolf dem jagenden Indianer. Warum soll sich nicht zwischen den Vorfahren der hundartigen Raubtiere und unsern eigenen vorgeschichtlichen Vorfahren in Europa ein ähnliches Verhältnis angeknüpft haben?

Es hat sich ganz gewiß angesponnen! Denn die Pfahlbauer der Schweizer Seen hatten in der jüngeren Steinzeit bereits einen mittelgroßen Haushund, den Dorfhund, jedenfalls so genannt, weil seine Knochenreste sich in die Dorfablagerungen früherer Seen und Sumpfe eingebettet finden. Der Schweizer Haustierforscher Rüttimayer hat ihn zuerst entdeckt und beschrieben.

Durch den Forscher Nehring sind wir in die Lage versetzt worden, in viel nördlicheren Gegenden, als man bis dahin ein früheres Vorkommen des Schafals oder auch nur die Möglichkeit eines solchen annahm, diesen zur Erklärung kleiner vorgeschichtlicher Hundestruktur heranzuziehen. Nehring hat am Seeberg bei Quebinburg, also im nördlichen Vorland des Unterharzes, unzweifelhaft Schafalreste entdeckt und damit natürlich die Ableitung unserer kleinen Hundestruktur sehr erleichtert.

So ist die äußere Möglichkeit der Entstehung des Hundes aus Wolf und Schafal ausreichend nachgewiesen. Die innere Wahrscheinlichkeit drängte schon lange jeden schärferen unbefangenen Beobachter des lebenden Tieres dahin. Viele gefangene Wölfe und Schafale sind ihr Leben lang vollständig hundezugig und benehmen sich gegen ihren Pfleger und andere bekannte Menschen mit Schwanzwedeln usw. gerade wie ein freudig erregter Hund. Ja, sie gewöhnen sich sogar das Welfen an, und ungeleitet verlernt dies der verwilderte Hund ebenso schnell wieder.

Wie die Urmenschenhorden gemeinsam mit dem sie herumerschmarotzenden Vorfahren des Hundes sich über die ganze Erde verbreitet haben mögen, dafür zeigt der entlegene Erdteil, Australien, auch heute noch ein Beispiel auf in dem dortigen „Wildhund“, dem Dingo. Ich wage es nur, ihn in Anführungszeichen als Wildhund zu bezeichnen; denn die Gelehrten können sich über ihn immer noch nicht recht einigen. Nur so viel scheint jetzt allgemein angenommen zu werden, daß er zusammen mit dem Menschen und mit dessen Hilfe Australien erreicht hat, und diese Annahme findet eine sehr berechtigte Stütze

darin, daß der Dingo das einzige größere Säugetier Australiens ist, das nicht zu den Beutetieren gehört. Aus dieser ganzen Sachlage schöpfe ich aber gerade die Ueberzeugung von der Zusammengehörigkeit, der gemeinschaftlichen Einwanderung der Vorfahren von Australier und Dingo in Australien. Dort können sich dann diese Bande später wieder gelodert haben und der „echte“ Dingo unserer jetzigen Erdperiode also trotzdem wirklich ein ganz wildlebendes Tier sein.

Die ältesten geschichtlichen Zeugnisse, die wir über den Hund besitzen, beweisen, daß die alten Kulturvölker sich schon verschiedene Hundestrukturen herausgebildet hatten, wie sie den Bedürfnissen und Reigungen des Menschen entsprachen. Die alten Ägypter waren schon 4000 Jahre vor Christi Geburt so weit, daß sie ihre Windhunde, ihre Tektel und hängeohrigen Jagdhunde hatten. Im allgemeinen waren Stehohren, also der ursprüngliche Zustand des Wildhundes, andererseits aber auch wieder der Ringelschwanz, eine hervorragende Folge der Haustierschaft, noch mehr gang und gäbe wie heute, und die altägyptischen Windhunde mit ihrer ausgeprägten Windhundfigur, hohen Läufen und dünnem, schlanke ausgezogenem Kumpf, dazu aber spitzen Stehohren und kurzem, enggeringelten Schwanz machen auf unser Auge doch einen ganz eigenartigen Eindruck.

Doggenartige Hunde hat man den Ägyptern immer abgesprochen; Strebel, der Münchener Hundemaler und Hundelenker, gab aber in seinem großen Werk einige altägyptische Hundestrukturen wieder, die doch ganz nach Doggen aussehen; namentlich eine hat einen unlegbaren, wenn auch noch heutigen Begriffen schlechten Doggenkopf, anscheinend sogar mit gestülpten Ohren. Die hervorragendsten und zwar staunenswert erfolgreichsten Doggenzüchter waren indes die alten Ägypter: sie haben allem Anschein nach solche Kolosse von großen schweren Hunden besessen, daß selbst der englische Bernhardiner- und Walschiffhüter von heute sich geschlagen fühlen muß, wenn er manche Bilderecke aus dem alten Ägypten oder Babylon ansieht, auf denen der Hund reichlich halb so hoch und beträchtlich schwerer an Körpergewicht erscheint als der Mann, der ihn führt. Daß solche wehrhaften Riesenhunde nicht nur bei der Jagd auf Raubtiere und großes Wild gebraucht, sondern auch im Krieg auf den Feind gehegt wurden, ist schließlich nicht mehr die natürlich, und von den alten persischen Königen haben wir ja auch mehrfach Nachrichten über Kriegshunde. Diese Stammten in letzter Linie aus Indien, wo an den Abhängen des Himalajagebirges, namentlich aber auf dem tibetanischen Hochland, große, bissige Hunde heute noch die einsamen Bergdörfer bewachen und beschützen.

Veraltetes Volkslied.

„In einem kühlen Grunde“, das beliebteste Volkslied wäre beinahe der Welt verloren gegangen. Zur Zeit, als sein Dichter, Joseph v. Eichendorff, in Heidelberg studierte, überfand er das Manuskript an dem damals in Welzheim lebenden Justus Kerner mit der Bitte, es vor der Drucklegung zu überprüfen. Kerner hatte das Lied mit vielem Vergnügen gelesen und dann auf seinen nach offenen Fenster stehenden Schreibtisch gelegt, als es plötzlich ein Windstoß hoch in die Luft über Häuser und Bäume fortwirbelte.

„Ich bemühte mich“, so erzählte Kerner, „viele Stunden lang, des Blattes wieder habhaft zu werden, aber vergebens. Der Verlust war mir um so empfindlicher, als das Manuskript der Eichendorffschen Gedichtsammlung längst schon zum Drude abgegangen war, und das Lied als letzter Beitrag noch aufgenommen werden sollte. — Was aber war das Schicksal des herrlichen Gedichtes? Am anderen Tage kam ein mit Maultrommel, Armbändern und Fingerringen handelnder Böhmer zu mir, und siehe da, ich erblickte das Blatt als Umhüllung einer Maultrommel. Aufgeregt fragte ich ihn, wo er das Papier her habe, worauf er mir erzählte, daß er es bei dem über eine Stunde entfernten Dorfe Kaisersbach auf einem blühenden Flachsfelde gefunden und als Einwickelpapier verwendet habe. Daß ich ihm die darin eingewickelte Maultrommel, übrigens mein Lieblingsinstrument, mit Vergnügen abtaufte, ist begreiflich.“

— Kennzeichen. Professor (zu einem jungen Mann): „Sie wollen Raier werden? Fühlen Sie sich auch befähigt dazu?“

„D, gewiß! Ich habe schon einmal vier Tage nicht gegessen!“

— Ein Waisentnabe. „Ach — bitte, liebe Tante, schenken Sie mir doch was! Ich bin ein armer Waisentnabe. Wenn ich nicht nach Hause mitbringe, schlägt mir Vater und Mutter halb tot.“

— Illu zu viel Fremder (beim Diner): „Die Portionen sind aber schrecklich klein.“

Obervorleser: „Unser Chef hat wegen der Landestrasser die Gäste aus Kalbfrost gesetzt.“

Neckerkur.

Von Gustav Hochstetter.

Von meiner Wohnung aus habe ich ein paar hundert Schritte nach dem Zoologischen Garten; da sitzt man an warmen Sommerabenden gemütlich in dem, was der Berliner „frische Luft“ nennt. Ich nehme bei einem halben Duzend Fremden am Tisch Platz. Wir plaudern. Ausgenommen wenn der kleine Doktor aus Cincinnati dabei ist; dann ist es mit dem Plaudern still; der kleine Doktor redet nämlich selbst so viel, daß uns andern dann nur noch die Rolle des Auditoriums bleibt. Er weiß amüsante Geschichten zu erzählen, der kleine Doktor. Mit besonderer Vorliebe gibt er die Geschichte von seiner ersten Neckerkur zum besten. Ich habe sie schon siebenmal von ihm gehört, aber sie ist so amüsant, daß ich sie auch noch zum achten Male hören kann. Und so erteile ich ihm denn nun das Wort.

„Es war im ersten Jahre meiner amerikanischen Praxis“, beginnt er, indem er sich seinen kurzgeschlitzten, geteilten grauen Bart sorgfältig auseinander streicht, „mir stetzte der biedere Deutsche noch in allen Knochen. Ich hatte mich in Cincinnati in einem Stadtteil niedergelassen, der hauptsächlich von meinen Landsleuten — von Deutschen — bewohnt war. Aber meine guten Landsleute wollten herzlich wenig von mir wissen. In pessimistischen Augenblicken ersahen es mir, als ob sie untereinander einen Bund geschlossen hätten, dessen Zweck sei, mich langsam verhungern zu lassen. Ich war der einzige Arzt in der ganzen Straße, meine Sprechstunden hatte ich mit großen Ziffern unten an der Haustür anmalen lassen, aber kein Mensch kam zu mir. Der Zufall, den ich noch von zu Hause bekam, war knapp genug, und so ließ ich denn eines Abends wieder einmal einjam zu Hause, weniger um auf Patienten zu warten, als um mein Abendbrot ungehört zu verschöppern. Es bestand aus einem Brötchen ohne Butter und ohne Belag, und bei solchen verächtlichen Mahlzeiten liebt man es, unbeschäftigt zu bleiben. Da klopfte es an meine Stubentür. „Der Doktor, ein Patient!“ schreit meine Wirtin so laut sie kann. Ich verbarge den Rest meines Soupers in meiner Westentasche und ließ meinen ersten Patienten vor. Es war keiner von meinen Landsleuten, sondern ein Necker, und zwar ein Prachtexemplar, er war größer, dicker und schwärzer als ich je einen andern Necker gesehen hatte. Woran er litt, das wurde mir nicht recht klar, denn er redete ein mir total unverständliches Kauderwelsch. Endlich verständigten wir uns pantomimisch. Er riß seinen tiefen Mund weit auf und deutete mit seinem schwarzen Zeigefinger in seinen Nacken hinein. Ich schaute mir also seine Zunge an. Sie war stark belegt. Ich gewann die Ueberzeugung, der Mann müsse etwas im Magen haben, was ihm nicht gut bekommen sei. Sehr einfach, sagte ich mir, du verschreibst dem Necker ein — entscheidendes Sie das harte Wort, meine Herren — ein Verdammnis. Ich schrieb ihm ein Rezept. Er zog einen alten Strumpf hervor, der ihm als Vorbediente diente, und hielt ihn mir mit fragenden Blicken entgegen. Nachdem ich ihm bedeutet hatte, daß er mir die Summe von einem Dollar schulde, zählte er mir diese Summe in Silber- und Nickelmünzen auf den Tisch. Dann empfahl er sich.

Ich fühlte mich als Kröjus, zog den Rest meines Soupers wieder aus der Westentasche und schlenderte ihn zum Fenster hinaus. Gleich um die Ecke war ein nettes, brünes Restaurant, dahin verteilte ich mich und setzte des Regers Silber- und Nickelgeld in ein Kooßbeef und zwei Glas Wein um. Frisch gestärkt lehrte ich dann zu meiner Wohnung zurück, um dort nach des Tages Last und Freud meine Lagerstatt aufzusuchen. Ich stieg meine drei Treppen hinauf und suchte dabei schon meinen Korridorschlüssel aus der Tasche. Wie ich eben die letzte Wendung vor der dritten Etage erklimmen habe, siehe ich, daß da auf den Stufen ein Neckerweib kauert. Ich denke mir sofort, daß das Weib auf niemand anders wartet als mich. Offenbar hat der Necker von vornherein an mich empföhlen. Wahrscheinlich war er mit der Wirkung meines kräftigen Mittels so zufrieden gewesen, daß er sich verpflichtet fühlte, in seinen Kreisen für mich Propaganda zu machen. Nun, ich hatte ja eigentlich mehr auf deutsche Praxis gerechnet, aber wenn sich durchaus die Necker daran kaprizierten, mir ihr Geld ins Haus zu tragen, so brauchte mir das ja für den Anfang auch nicht gerade veralich zu sein. Ich fragte also das Neckerweib, ob sie auf mich warte. Sie schien mich nicht recht zu verstehen, ich weiß

nicht, ob das an meinem mangelhaften Englisch oder an ihrer mangelhaften Intelligenz lag. Als das Weib aber sah, daß ich die Tür aufschloß, an der mein Name angeschrieben stand, erhob es ein gewaltiges Geschrei, ein solches Jetermordio, daß sofort meine Wirtin erschreckt herbeigeeilt kam.

Das Neckerweib trat dicht an mich heran, suchte mit den Armen in der Luft herum und stieß abgerissene Sätze aus, die ich zwar nicht verstehen konnte, die ich jedoch dem Tonfall nach weder für Lebenswichtigkeiten noch für Segenswünsche hielt. Ich sah meine Wirtin, die schon jahrelang im Lande lebte, mit so verdutzten, was die Frau eigentlich wollte. Meine Wirtin hörte der Frau noch ein paar Sätzen zu, dann sagte sie mir schlicht und einfach: „Die Frau will Sie verkaufen!“ Nach dieser ebenso knappen als klaren Antwort betrachtete ich mir das Neckerweib etwas genauer; sie war womöglich noch dicker, noch größer und noch schwärzer als der Necker, der vorhin dagewesen war. Es erschien mir rätlich, wenn es irgend möglich war, sich mit dieser Dame in Güte auseinanderzusetzen. Meine Wirtin übernahm die Rolle des Dolmetschers, und nun entwickelte sich folgendes Gespräch: „Ob ich der Doktor sei?“

„Jawohl.“

„Ob vorhin ein kranker Necker bei mir gewesen ist?“

„Allerdings.“

„Ob ich ihm dies Rezept verschrieben habe?“

„Gewiß.“

„Sie sei die Frau dieses Regers; ihr armer Mann sihe nun elend zu Hause und alle fünf Minuten werde ihm von neuem übel, und er müsse sich immer wieder —“

„Ja, ich weiß! Das will ich ja gerade!“

„So? Ja — aber — mein Mann wollte sich ja einen Zahn ziehen lassen!“

Bis hierher pflegt der kleine Doktor die Geschichte gewöhnlich zu erzählen. Nur selten fügt er noch hinzu, daß sein Gerechtigkeitsgefühl ihn gezwungen habe, seine Wirtin um einen Dollar anzupumpen, damit er der schwarzen Dame das unredmähig Erworbene zurückgeben konnte.

Der deutsche Reichsadler.

Man meint gewöhnlich, der Reichsadler stamme ursprünglich aus dem alten Römerreich der Cäsaren, von den Feldzeichen ihrer Legionen, aber die Geschichte weiß von diesem Zusammenhang nichts, zeigt vielmehr, daß der Adler als deutsches Reichs- und Kaiserwappen sehr jung, vielleicht sogar das jüngste aller europäischen Fürstenwappen ist. Allerdings war der Adler schon seit altergrauer Zeit als Hebeitzzeichen sehr häufig. Dies erklärt sich aus religiösen Gründen. Von den deutschen Kaisern und Königen hatte ein Adlerwappen zuerst Philipp von Schwaben, aber nur als sein persönliches, nicht als Kaiserwappen, wie denn bis ins 13. Jahrhundert hinein die Unabänderlichkeit und Vererblichkeit der Wappen noch keineswegs feststehender Grundtat war. Friedrich II. nahm 1235 dieses Wappen Philipps ebenfalls an. Seitdem war der Adler das feststehende Wappenbild des Hauses Hohenstaufen in seiner (Leinwand als Kaisergeschlecht. Die Mischung des Wolfes ging aber noch weiter: Die Reichsadler nahmen zu Friedrichs Zeiten den Hohenstaufen-Adler in ihr Wappen auf. Damit galt der Adler als Kaiserwappen schlechthin. Dieser Auffassung trat auch Rudolf von Habsburg bei; er setzte den Hohenstaufen-Adler in seinen Schild, als ob das selbstverständlich sei. Vom Reiche er dies Wappen trägt“, heißt es 1278. Nunmehr endlich gab es ein Kaiser- und Reichswappen. Woher nun aber der Doppeladler, den vorübergehend schon Friedrich II. führte und der später den europäischen ganz verdrängte, bis diesen das neue Reich 1871 wieder aufnahm? Den Schlüssel zur Beantwortung dieser vielbesprochenen Frage gibt eine Bemerkung des berühmten Heraldikers Fürsten Hohenlohe-Waldenburg aus dem Jahre 1864. Der Fürst weist wegen des Doppeladlers auf andere ähnliche Darstellungen des Mittelalters hin. So stellte eine Sandstrich des Sachsenriegels die vollbürtigen Geschwister im Gegensatz zu den halbbürtigen bildlich mit zwei Köpfen dar, und einen Walfallen, der mehrere Sandlungen zugleich vornimmt, mit drei Köpfen. Mehrlich steht es mit dem Doppeladler: er ist nach mittelalterlicher Auffassung der wahre, echte, sozusagen vollbürtige Adler. In diesem Sinne führte Friedrich II. den doppelseitigen gegenüber den vielen einfachen Adlern der Fürsten und Adligen seinerzeit. Als letztere abkamen, genigte auch dem Kaiser wieder der einseitige Adler. Später indessen, als auch der Thronfolger der römische König, ein besonderes Wappen erhielt, erschien wieder der Doppeladler für den Kaiser, während der einfache dem König verblieb.